

Pop en miniature

Songwriter Gabriel Ríos kommt heute in den Beatpol

VON ANDREAS KÖRNER

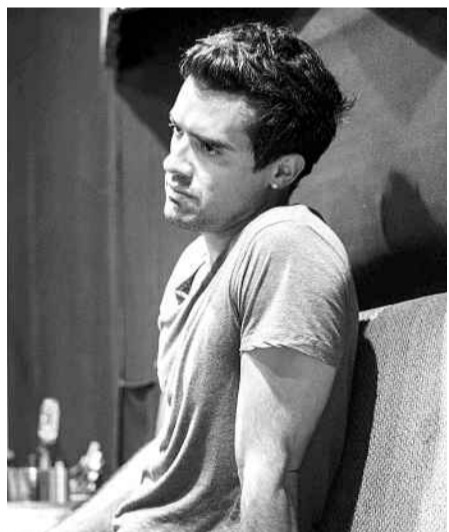
Wieder so ein Zurückhaltender! Die bislang letzte, 2014 erschienene CD von Gabriel Ríos heißt „This Marauder's Midnight“ und ist ein leises popkammermusikalisches Kleinode. Statt Posen sind Gesten zu hören. Fast ohne Schlagzeug kommt es aus, strahlt dafür mit reichlich Horn und Posaune. Kontrabass und Cello zählen bei Ríos eh zur Stammbesetzung – auch auf der Bühne, auch beim Debüt heute im Dresdner Beatpol.

Jene Musikerin und jener Musiker, die diese Instrumente bedienen, gehörten zu Ríos' intensivsten Kontakten in New York, wohin er immer geht, wenn er Ruhe finden und komponieren will. Sie heißen Amber Doctors von Leeuwen und Ruben Damama, sind Niederländer und studierte Klassiker. „This Marauder's Midnight“ wurde zugleich von Damama produziert, arrangiert und gemischt. Auch dabei ist der Umstand zu hören, dass sich die Künstler kennen.

Die Zeit der Experimente scheint zunächst vorbei, auch jene, da Gabriel Ríos vor allem mit einer eher auffälligen Mischung aus Latin und Hip Hop, Ragga und Rock, Folk und Elektro in Verbindung gebracht wurde. Die neuen Songs stehen für Pop en miniature, warm und intim, ganz auf Stimme gezogen, konzentriert, fokussiert, bescheiden und dennoch von enormer Wirkung beim Zuhörer. Ohne Mühe, zudem mit falschen Freunden und Beratern, wäre Ríos längst als Engel Gabriel in der Pop-Arena angelangt, doch selbst ein Dressurpferchen mag er nicht sein. Auf dass es so bleiben möge!

Als 18-Jähriger war er aus Puerto Rico nach Europa gekommen, um die Liebe zu finden. Daheim war es noch vor allem der übergeschwappte Punk gewesen, der den jungen Ríos gepackt hat. Im Kirchenchor hatte er sich für ihn ausgesungen, Lennon & McCartney waren zur Genüge nachgeahmt. Die Wu(ch)t der jungen Jahre eben. Globaler Infekt.

In Belgien wollte er dann eigentlich Kunst studieren. Das Malen und Bildhauen macht er seit 2004 mit Noten. In jenem Jahr kam sein Debüt „Ghostboy“ heraus. Im August dieses Jahres wird Gabriel Ríos 37.



Der aus Puerto Rico stammende Gabriel Ríos spielt heute im Beatpol. Foto: PR

Exotisches, das in Europa gern als Bauernfang benutzt wird, ist auf seiner nun sechsten CD verschwunden. Die zwölf Stücke klingen, als sei Gabriel Ríos auf dem Alten Kontinent angekommen. Seine virtuose akustische Gitarre erklingt eher dezent und wird nur zu einem Element dieses angenehmen Materials. Denn verwinkelte Ecken hat es trotzdem. Ausgeleuchtet aber werden sie nicht, höchstens kurz mit der Kerze gestreift. Was die Platte aber wirklich wunderbar macht, ist Ríos' Vokal-Art. Wie ein Gospelsänger, obwohl Gospel fern ist. Wie ein Soulful ohne Motown. Und: Man höre besonders auf die Chöre! Diese Songs tragen das Pop-Bekenntnis in sich, wie sie umgesetzt sind, zeugt von klugen Köpfen. Da darf es eben sein, dass ein Song wie „Gold“ im Benelux-Radio rauf und runter läuft, das ganze Album auf eins rutscht in den dortigen Charts.

Manchmal muss es eben still sein. Manchmal dürfen die Ohren nicht wehtun in einem Konzert. Und vor allem danach.

Gabriel Ríos, Vorprogramm: Goldmund & Tautrinker, heute, 21 Uhr, Beatpol, Eintritt fünf Euro

Schulband spielt im Kreuzgymnasium

Heute lädt die Schulband des Kreuzgymnasiums Dresden M. & The Jazzmatax zu ihrem traditionellen Jahresabschlusskonzert ein. Das diesjährige Programm hat den Titel „Von Gott, der Schöpfung und den letzten Dingen“. Das Konzert findet in der Aula der Schule am Dornblüthstraße 4 statt. Den Anfang macht um 19.30 Uhr die Juniorband „kreuzbandriss“. Der Eintritt ist frei.

kreuzgymnasium.evangelische-schulen-sachsen.de



Rüdiger Krause, Carla Bley und Steve Swallow (v.l.) vor dem Peter Karl Recording Studio, Brooklyn, New York nach der gemeinsamen Aufnahme von „Lawns“.

Foto: privat

Eine Gitarre namens Carla

Rüdiger Krause mit einem Soloprojekt, das ohne Carla Bley und Steve Swallow undenkbar wäre

VON ALDO LINDHORST

Es ist selten genug, dass eine Liebe lebenslang anhält. Noch viel seltener geschieht es, dass jugendliche Vorlieben für eine bestimmte Musik das ganze Leben über konstant bleiben. Beim Gitarristen Rüdiger Krause scheint das aber genau so zu sein. Als Teenager vergrückte er sich in die Jazzpianistin Carla Bley, das war in den 1980er Jahren. Vorigen Monat ist sie 79 geworden und nach wie vor eine beeindruckende Erscheinung. Der 1970 geborene Deutsche schwärmt heute mehr denn je von dieser Frau. Aus dem platonischen Anhimeln ist im Laufe der Zeit aber eine substantielle Beziehung geworden – an der durchaus auch Carla Bleys Ehemann Steve Swallow seinen Anteil hat. Womit klar wäre, dass es hier nicht um Betrug oder Untreue geht. Sondern um eine Hommage auf sechs Saiten.

Spätestens als 15-Jähriger hatte Rüdiger Krause nicht nur die faszinierende Ausstrahlung der Amerikanerin bewundert, sondern auch das Werk der innovativen Komponistin. Er ließ kaum eine Radiosendung aus, in der Musik von Carla Bley gespielt wurde (damals haben öffentlich-rechtliche Sender sich das noch stundenfüllend gewagt!), ohne sie auf Kassette zu überspielen. Als Treuebeweis gab er seiner Fender-Gitarre wenig später den Namen seines Idols: Carla. Das Signet der wahren Namensgeberin kam erst Jahre später auf Krauses Instrument – beim ersten Dresdner Konzert Mitte der 90er Jahre. Was Wunder, dass sich der heute in Berlin lebende Musiker, der lange in Dresden zu Hause war und hier seit mehr als zehn Jahren bei den Scheune-Konzerten der Jazzfanatics mitwirkt, auch mal einen gemeinsamen Gig mit der Interpretin gewünscht hat.

Daraus ist nun eine ganze CD geworden, „A Guitar Named Carla“, die Rüdiger

Krause derzeit auf Tour präsentiert und am Sonntagabend im Dresdner Jazzclub Tonne vorstellen wird.

Gemeinsame Aufnahmen mit dem großen Idol

Der lebenslange Bley-Fan hatte seinen ganzen Mut zusammengenommen und per E-Mail vorsichtig um einen Aufnahmetermin gebeten. Die Antwort war mit einer Einladung nach New York verbunden, um dort Bleys 1987 entstandenen Hit „Lawns“ miteinander im gemeinsamen Arrangement von Carla Bley, Steve Swallow und Rüdiger Krause einzuspielen. Dieser Titel krönt nun die „Carla“-CD. Alle anderen Nummern hat Krause selbst arrangiert und bei Ulli Blobels genialer Jazzwerkstatt produziert.

Wie aber wollte er die mitunter wilde, oft auch spröde Polyphonie von Carly Bley auf den Saiten der Gitarre ohne Einbußen darstellen? Das war offenbar

kein Problem, denn erstens kann Gitarre auch mehrstimmig, zweitens trägt Rüdiger „Electric“ Krause seinen Zunamen nicht ohne Grund, und drittens nimmt er nach und nach sehr verschiedene Instrumente zur Hand. Mit ergreifendem Einfühlungsvermögen geht er an die Originale heran – darunter so hymnische Stücke wie „Ütviklingsang“ mit interessanten Transpositionen oder das frische Frühwerk „Ida Lupino“ in wesentlich moderaterer Spielweise –, nimmt ihnen nichts von ihrem Charme, setzt raffinierter Loops und zaubert so eine Stimmungskraft, von der man sich am besten live überzeugen sollte.

Was fehlt, ist nur noch ein gemeinsames Konzert von Clara und Clara.

Album: Rüdiger Krause – A Guitar Named Carla, Label: Jazzwerkstatt 157; Konzert: Jazzclub Tonne, Königstraße 15, am Sonntagabend um 21 Uhr, Eintritt: 16 und ermäßigt elf Euro.

Der Tanz mit dem Rollstuhl

Tanzprojekt „multifil identity“ eint junge Menschen in ihrer Andersartigkeit

VON JULIANE HANKA

Max ist noch jung, vielleicht 15 Jahre alt. Er kann kaum alleine stehen und trotzdem tanzt er in dem Stück „multifil identity“ mit. Wenn seine Krankheit ihn lässt. Denn Max ist schwer behindert, hat öfter epileptische Anfälle und schläft viel mehr, als ein gesunder Mensch. Bei einer der Theaterproben in der Turnhalle der Laborschule in Gorbitz wirkt er lange teilnahmslos. Doch plötzlich wird er durch Regisseur und Choreograf Bronislav Roznos erweckt und fast traumwandlerisch durch die Halle geleitet. Zu Liedern von der Berliner Band Seefeld. Seine Lieblingsmusik, sagen sie. Manchmal tanze er ziemlich wild, manchmal sei er wie weggetreten. Die Choreografie richtet sich nach ihren schwächsten Teilnehmern und ist immer wieder ein bisschen anders. „Konzipierte Improvisation“ nennt der Regisseur seine „multiple Tanz-Performance“.

Max ist allerdings ein Extrembeispiel im Inklusionsprojekt. Insgesamt 27 Menschen hat Bronislav Roznos ausgewählt, um eine Idee umzusetzen, die er schon länger mit sich herumträgt: Stellvertretend für alle Ausgrenzten unserer Gesellschaft soll die Gruppe etwas gemeinsam erschaffen, einen gemeinsamen Ausdruck finden. Die Tänzer eint aber eigentlich nur ihre Unterschiedlichkeit. Da sind die Rollstuhlfahrer, fast alle aus einem Basketballteam heraus engagiert. Der 31-jährige André hatte keine große Lust auf zeitgenössischen Tanz. Er hat seine Meinung geändert, weil Roznos sehr überzeugend war. Es habe sich anfangs trotzdem komisch angefühlt. Doch nun tanzt er, neben anderen Szenen, auch eine witzige Dreier-Rolli-Choreografie, mit roter Nase und Mafiosi-Outfit. „Nothing's impossible“ hat er sich auf den Unterarm tätowieren lassen. Er, der gesund geboren wurde und mit drei Jahren auf einmal nicht mehr laufen konnte. Sie diagnostizieren einen Rückentumor, sein Rücken verformt sich. Seitdem sitzt er im Rollstuhl. Er sagt, es fühlt sich an, als wäre es immer schon so gewesen.

Claudia mit den langen Dreadlocks sitzt auch im Rollstuhl, allerdings in einem elektronischen. Dann sind da noch eine blinde Frau und zwei oder drei Mädchen mit Down-Syndrom. Mit ihnen tanzen gesunde Menschen, aus der Ukraine, aus Russland oder Vietnam und Kinder aus Dresdner Förderschulen. Professionell ist hier nur das Team um



Zweimann-Rollstuhl-Pirouette: In „multifil identity“ ist vieles anders als gewohnt.

Foto: S. Fugmann

die bunte Mannschaft herum: Beleuchtung, Ton, Musik, Bühnenbild, Regieassistenz und natürlich der Regisseur Roznos selber. Der ehemalige Solist beim Prager Kammerballett kommt 1990 von Tschechien nach Deutschland, tanzt an Theatern in Ulm, Mannheim, Zwickau oder Rostock, ist sogar mal der jüngste Ballettdirektor Deutschlands. Dann macht er sich selbstständig und versucht sich an schwierigen Themen wie Kindesmissbrauch in der katholischen Kirche. Einmal hat er auch schon mit spastisch Gelähmten zusammengearbeitet. Es hat ihn so beeindruckt, dass er es nun mit diesem Mischprojekt versuchen will. Viel Ehrenamt und Überzeugungskraft stecken in „multifil identity“, das benannt ist nach dem Wort Multifil, einem Faserverbund aus mehreren unterschiedlichen Einzelfasern.

Seit 2013 arbeitet Roznos an der Umsetzung seines Wunschkonzerts. Er sagt, er hätte es schon irgendwie ohne Förderung gestemmt. Am Ende hat es aber glücklicherweise noch mit der „Aktion Mensch“ geklappt. Die Sozialorganisation zahlt nun 70 Prozent der Produktionskosten, die restlichen 30 stammen aus privaten Taschen, aus einer Crowdfunding-Aktion, aus Spenden, und zukünftig aus dem Ticket- und dem DVD-Zukauf. Auch Gastspielreisen sind geplant: ein

Auftritt in Bautzen ist sicher, Termine in Polen und Tschechien sollen folgen. Doch jetzt muss erst einmal der Termin im Hygienemuseum klappen. Nach zwei Morgenstunden Training ist Pause. Vor der Turnhalle versammeln sie sich. Da es heiß ist, werden Wasser, Kekse und süße Limonade verteilt. Max liegt, mal gemütlich auf dem einen, mal auf einem anderen aus dem Team, und schläft. Die anderen Jungs toben, spielen Ball oder entspannen. Einige reißen sich um die Aufmerksamkeit von „Broni“, so nennen sie ihren Chef, der sehr liebevoll und interessiert mit ihnen umgeht. Der erzählt, dass sie sich auch längst nicht mehr nur wegen des Stückes treffen, sondern auch mal zum Eis essen, zum Grillen oder zum Spazierengehen. So klappert die Sache mit der Inklusion vermutlich eh am besten.

Die Tanz-Performance „multifil identity“ findet heute (10.30 Uhr öffentliche Generalprobe: 12/6 Euro und 18 Uhr Vorpremiere mit Sektempfang und Dankesrede: 25/15 Euro) und am Sonntagabend (18 Uhr Premiere: 22/13 Euro) im Saal des Deutschen Hygiene-Museums Dresden statt. Es gibt 30 Rollstuhl- und 9 Blindenplätze (Beschreibung über Kopfhörer). Karten gibt es an der Konzertkasse Dresdasowie am Kassenschalter des Museums.

Anschwellender Blechgesang in der Tonne

VON ANDREAS HERRMANN

Die Spielvereinigung Sued ist fast schon Stammgast in der Dresdner Tonne, vier Mal gastierten sie bisher mit ihren Konzerten hier. Dabei hat die Bigband, vor acht Jahren von Leipziger Jazzmusikstudenten gegründet und mit derzeit 23 Mitgliedern gesegnet, inzwischen eine leichte Dresdner Übermacht bezüglich der Herkunft in ihren Reihen, wie bei der jüngsten Vorstellung klar wurde. Aus dem Osten kamen alle, der bekannteste Gast auf der Dankesliste ist bislang Pascal von Wroblewsky.

Doch gesungen wurde heuer nicht. Und hätten sie öffentliches Theater gegeben, so wäre der Abend wohlfeil ausgefallen, weil da die Regel gilt: Gespielt wird nur bei einer Übermacht der Zuschauer gegenüber den Schauspielern. In der Tonne war das anders – so erlebten 18 Musiker und zwölf Gäste einen großen Abend der Kunst.

Und dieser war eigentlich absehbar, wurde doch mit Jan Klare eine Art Stargast der Szene geladen – und zwar eigens dafür, dessen Musik zu spielen. Dieser ist seit drei Jahrzehnten als Saxophonist wie Komponist unterwegs – einerseits emsig, andererseits schräg – macht elektronische Musik auch für Theater und Film, komponiert unerste Fußball- („Das Duell D/NL 74“) und Kammeropern („Ich war die Kravatte von Prinz Claus“) und hat seit 2006 sein eigenes Orchester namens „The Dorf“, mit dem er für Furore sorgt und dem er die Freiheit zur Improvisation lässt.

Das passiert auch in erstaunlicher Qualität in Dresden – wo nach jenen Sequenzen, die hart an der Grenze zu unerhörbarem Freejazz entlang lavieren, aber dank Rhythmus immer in der Bahn gehalten werden, sich plötzlich durch großartigen, genau justierten anschließenden Blechgesang ein allumfassender Schwung entwickelt, so dass man um die Statik des Kulturhauses fürchtet. Das geht nur mit Virtuosen, die sich ohne Bühnenpodium im halben Saal verteilen – allesamt jung, in Turnschuhen und Jeans – und hochkonzentriert.

Alle spielen sie mehr oder minder vom Blatt und schauen nebenher gebannt auf den Maestro. Der tanzt vor wie weiland James Last, nur viel fiedeler und lustiger, freistilddirigierend. Für seine Noten braucht er zwei Pultständer nebeneinander, die drei Tage gemeinsames Proben haben ihn, der auch schlagfertig moderiert, und seine Spieler sichtlich vereint.

Fakt ist, dass alle dreiunddreißig Anwesenden ein einzigartiges Konzert erlebten – knapp anderthalb Stunden voller Empfasse.

www.spielvereinigungsued.de

Dunkelbuntes für die Ohren

Rawk Attack: Fünfmal Metal im Schlachthof

VON FRANZISKA SCHMIEDER

Bury Tomorrow, Motionless in White, Hollywood Undead, Asking Alexandria und Headliner Papa Roach – diese fünf Bands boten so gut wie alles, was sich aus dem Unwort verkommenen Nu Metal entwickelt hat: Heftig umschwärmte Sänger mit melancholischer Attitüde, Emofriese und kajalgeschwärtzten Augen, zwerchfellerschütternden Metalcore, erstaunliche Wechsel zwischen Growling, Screaming und Klagesang mitten im Satz sowie die altbackene Mixtur Rap-Metal auf ganz furiose Art und Weise.

Aber beginnen wir vorn: Den Abend unter dem Titel Rawk Attack eröffnete im locker gefüllten Alten Schlachthof die Southamptoner Metalcore-Band Bury Tomorrow. Die Fünf gaben sich alle Mühe, ihrer Rolle als Anheizer gerecht zu werden. Technisch anspruchsvolle Rhythmuswechsel schossen dem Mittanzenden ins Knie, der die Lieder nicht kennt. Den „Tänzer“ im Moshpit stört das naturgemäß aber nicht. Eine halbe Stunde lieferten Bury Tomorrow soliden Metalcore.

Traum aller Emo-Mädchen

Motionless in White versetzte im Anschluss etliche der dunkelbunten gestylten Mädels (in etwa: martialische Band-Shirts und rosa Haare) in Publikum in Aufregung: Kurzer Kreisalarm, als Frontmann Chris „Motionless“ Cerulli – eben jener mit Emo-Frisur – die Bühne enterte. Cerulli, eine ansehnlichere Version von Marilyn Manson, überzeugte mit seiner Mischung aus Industrial- und Gothic-Metal mit ordentlich Hardcore drin.

Ein wirkliches Highlight lieferten dann Hollywood Undead. „Rap-Metal aus Kalifornien“ steht in der Bandbeschreibung – da ju-

belt zunächst kein Metalhead. Was die sechs Leute auf der Bühne veranstalteten, sucht allerdings seinesgleichen. Rap, wie Rap eben sein muss, gemischt mit demmaßen dichten Metalcore-Einlagen, dass es in den Ohren scherbelt. Die Menge geriet zum ersten Mal wirklich und dauerhaft ins Beben. Eine kurze Einlage mit der Akustikgitarre bewies, das auch Country und Metal eine funktionierende Mischung ergeben können.

Asking Alexandria bot einigen Teilen des Publikums eine kleine Verschnaufpause. Der furchtbar energische Metalcore der Engländer, der funkelneue Frontmann Denis Shaforstow und die echt schwierige Konstruktion der Songs – technisch perfekt, das kann man nicht leugnen – machen die Songs der Briten zu Liebhäberstücken, die nicht jedem liegen.

Papa Roach fast ohne Nu Metal

Dann nun aber endlich, nach 22.30 Uhr, standen die Headliner des Abends auf der Bühne: Papa Roach. Einst supererfolgreich mit Nu Metal, haben sich die Kalifornier inzwischen davon distanzieren, stattdessen gibt's mehr Rock, mehr Punk, mehr Düstertatcore. Natürlich darf auch „Last Resort“ nicht fehlen, der Song, mit dem in Deutschland der Durchbruch kam. 22 Jahre stehen Papa Roach inzwischen auf der Bühne, von Müdigkeit keine Spur. Ein wunderbarer Abschluss für die schon leicht erbauchten Ohren.

Zum Schluss sollen auch Ton-, Licht- und Bühnentechniker ihr verdienten Lob erhalten. Der Zeitplan war straff, der Umbau schnell, der Klang hervorragend. Der Besuch einer Rawk Attack 2016 – sollte es eine geben und ein ähnlich hochkarätiges Line-up vorausgesetzt – kann wärmstens empfohlen werden.